



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Also das war für den Direktor die schwarze Wolke — die Geldfrage! Nun hatten wir unsrerseits wieder blauen Himmel, denn wir kannten unser Publikum besser und wußten, daß das Haus auf alle Fälle ausverkauft sein würde. Die ganze Angelegenheit entwickelte sich denn auch sehr schnell, ohne alle litterarischen, technischen und pekuniären Bedenken, als wir ihm bereitwillig die verlangten Entschädigungen für Überlassung des Theaters und aller Bühnenerfordernisse zugestanden.

Nun galt es, die dritte Aufgabe zu lösen. Mit großem Eifer hatten sich die Kommilitonen zur Mitwirkung gedrängt. Da hieß es denn geschickt wählen und sichten, damit die Rollen den geeigneten Leuten überwiesen wurden, und besonders da richtig verfahren, wo der Ehrgeiz größer war als die Fähigkeit. Es kam dabei zu ergötzlichen Szenen, besonders als man die alten Germanen nach der Körpergröße ausgesucht hatte und schließlich fand, daß die meisten im höchsten Tenor sprachen und unmöglich das notwendige tiefe Bardengebrüll ausstoßen konnten. Es mußten also kleine beleibte Herren mit rollendem Bierbaß dazu ausgesucht werden und sich das Büffelfell mit den gewaltigen Hörnern umhängen. Da galt es auch, manche Zaghafte herauszuholen, die ihre Stimmittel seit der glücklichen Säuglingszeit zu erproben keine Gelegenheit gehabt hatten. Und manche, z. B. der feudale Dragoner, gaben bessere Figuren ab, als sie wohl selbst erwartet hatten.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Warum gehen die Geschäfte schlecht? Ein Blatt, das zum Schaden für einen großen Namen fortwährend mit diesem in Verbindung gebracht wird, versicherte vorige Woche, die Geschäfte gingen darum so erbärmlich, weil das Vertrauen auf die innere und äußere Politik der Regierung mehr und mehr schwinde. Es ist schlimm, daß eine Zeitung, die ernst genommen werden will, ihren Lesern so etwas zu bieten wagen darf. Wenn eine Kriegserklärung unmittelbar bevorsteht, dann baut man natürlich keine Fabrik für Seidendamastweberei, manches Brautpaar verschiebt die Vermählung und damit die Anschaffung der Ausstattung, und Musikfreunde, die eben einen Flügel kaufen wollten, verzichten vorläufig darauf. Aber Mangel an Vertrauen zur Regierung hat noch niemals einen Musikfreund abgehalten, sich ein Instrument anzuschaffen, noch die Hochzeit eines Brautpaares verzögert, und hält auch keinen Kaufmann oder Fabrikanten von einem Unternehmen ab, wenn diese nur sonst Gewinn verspricht. Augenblicklich versprechen industrielle Unternehmungen keinen Gewinn, weil die Masse des Volks kein Geld zum kaufen hat, und sie hat kein Geld, weil ihr Einkommen auf Brot, Kartoffeln,

Kohlen, Wohnung und die notdürftigste Kleidung draufgeht. Das ist das ganze Geheimnis. Daran kann die Regierung nichts ändern, mag sie sich Vertrauen zu erwerben verstehen oder nicht. Die Saturday Review bringt in jeder Nummer die Betrachtung wieder: Europa hat teils überhaupt, teils infolge schlechter Ernten zu wenig Brot, daher gehen in ganz Europa die Geschäfte schlecht; Nordamerika kann Unmassen Brotgetreide ausführen, darum gehen dort die Geschäfte gut. Die Getreideexporte Amerikas nach Europa, hieß es in der Nummer vom 19. Dezember werden bis zur nächsten Ernte fortbauern, und so scheint es denn gewiß, daß die amerikanischen Kapitalisten so viel Geld aus Europa ziehen können, als ihnen beliebt (thus it seems certain that American capitalists can take as much gold from Europe as they require). Was nützt uns unsere berühmte allgemeine Schulbildung, wenn dabei so dicke und handgreifliche Thatsachen, wie die entscheidende Bedeutung der Bodenproduktenmenge für den Volkswohlstand, die der Selbsterhaltungsinstinkt und gesunde Menschenverstand ungebildeter Völker zu allen Zeiten ganz klar erkannt hat, bei uns dem allgemeinen Bewußtsein so vollständig entweichen, das sich bei eintretenden Nöten ganz künstliche, unnatürliche und thörichte Erklärungsversuche mit einiger Aussicht auf Erfolg hervorwagen können? Der Fall, daß Völker trotz ungenügender Bodenproduktion und selbst ohne alle Bodenproduktion, ja fast ohne Boden, durch Handel und Industrie Reichtum aufzuhäufen vermochten, Reichthümer, die nicht bloß die Spitzen der Gesellschaft vergoldeten, wie im heutigen England, sondern bis in die untersten Volksschichten hinein Wohlstand und Wohleben verbreiteten, ist allerdings in der Weltgeschichte schon einigemal dagewesen. Aber erstens handelte es sich bei Staaten wie Phönizien, Venedig und den Niederlanden nicht um Fünfzigmillionenvölker, sondern bloß um winzige Völklein; zweitens waren diese Völklein im Handel oder in der Industrie oder in beiden den großen Völkern ihrer Zeit so weit voraus, daß diese ihr Absatzgebiet bildeten und daß sie ihnen Monopolpreise machen konnten. Davon ist heute nicht mehr die Rede. Heute sind alle europäischen Staaten mit Ausnahme Rußlands und der Balkanländer Industrie- und Handelsstaaten geworden, nur daß Italien in der Industrie, Spanien in Industrie und Handel hinter den übrigen noch stark zurückbleiben, beide zum Glück für den Volkscharakter. Heute gilt für alle Völker gleichmäßig, was von Haus aus das Natürlichste ist, daß die Jahreseinnahme eines jeden der Hauptfache nach in seiner Bodenproduktion besteht, und daß, wenn deren Zunahme mit dem Bevölkerungszuwachs nicht mehr gleichen Schritt zu halten vermag, Verarmung unausbleiblich ist. Geschäftsstockungen, Verschuldung des Grundbesizes u. s. w. sind alles nur Symptome der Verarmung.

Der Berliner Schloßbrunnen. Wo sonst um diese Zeit der Weihnachtsmarkt wogte mit seiner Holz- und Pfefferkuchenplastik, da ragt jetzt in Erz gegossen der Wassergott mit seinen vier Wasserfrauen, mit den plätschernden Jungen und dem wimmelnden, wasserspeienden Getier. Leider fehlt — das Wasser. So schaut denn das Ganze recht gespenstisch drein, wie mitten in der Thätigkeit verzaubert — wenn nur nicht sonst so all und jeder Zauber fehlte!

Müd und stumpf, blasirt und frech, so blickt es aus den Augen der vier Riesenweiber. Wenig über die Höhe des Straßenpflasters hinausgehoben, strecken sie ihre widerlich dicken Beine fast in den Kot, aus dem sie stammen, und wohin sie zurückzuerlangen scheinen. Meist mit jungfräulicher Brustbildung, doch starker Fettentwicklung, daß es faltet und quillt, wie bei Frauen, die — wie sie es nennen — ihr Leben genießen, ohne sich dabei den Beschwerden der Mutterbrust zu unterziehen.²² Eignes Wesen erhalten sie durch allerlei Attribute. Die eine hält in gespreizten Fingern eine Weintraube, die zweite hat sich als Schnitterin verkleidet,

die dritte ist eine Freundin von Ziegen, die vierte endlich scheint einen Holzhacker zu lieben. Denn da sie selbst vollauf mit ihrem Wasserkrug beschäftigt ist, muß die angefangne Arbeit des Holzkleinmachens von einem andern Wesen herrühren. Die mit dem Ziegenbock ist in Haltung und Miene noch die gefälligste, die mit der Weintraube die raffinierteste: ihr Gesicht erinnert an gewisse Wachsbüsten in den Schaufenstern der „Coiffeure“; die Schnitterin täuscht über ihre Seelenlosigkeit durch ein lockes Stumpfnäschen hinweg, die Holzhackersbraut scheint zu allem Schlechten fähig aus Dummheit, unverfälschter Dummheit.

Der Schöpfer dieses Brunnens heißt Reinhold Begas. Formensinn, einen gewissen dekorativen Formensinn und, wenn auch nicht innern Schwung — wer hat den jetzt? —, aber einen gewissen äußern bewährt er doch sonst überall, wo er nicht gerade, wie in seinen Porträts, ihn verleugnen will. Er bewährt ihn auch hier. Wenn man davon absieht, daß der Brunnenrand um einen Meter etwa zu tief liegt, und daß nun große und kleine Straßenjungen die fetten Schenkel und Schultern betatschen können, das Ganze in der Anordnung der Gestalten und besonders im Aufbau der Neptungruppe hat Zug; die vier Frauen, so abstoßend sie auf das feinere Empfinden wirken, sie beschäftigen das Auge durch die Mannichfaltigkeit ihrer Pose: die eine lehnt sich zurück, lässig aufgestützt, die zweite bückt sich vornüber, die dritte hat sich halb umgewandt, die vierte ganz kehrt gemacht. In der Mittelgruppe sind die Kindergestalten voller Leben, und die vier Kentauror Tritonen, die den Meerergott tragen, verraten einen Hauch Böcklinischen Geistes. Neptun selbst aber stammt aus dem Cirkus, seine Muskeln verkünden noch uner schöpfte Körperkraft, seine Haltung aber ist dummstolz, und aus seinen Augen wiehert die Brutalität des Lasters.

Verdient die deutsche Nation diesen Brunnen als den monumentalen Ausdruck der Veriebnheit und Verrohung des Geschmacks, so darf auch das Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm kein andrer machen als Reinhold Begas.

Wiener Gemütlichkeit. Die Stadt Wien hatte vorigen Sommer zur hundertjährigen Jubelfeier von Grillparzers Geburtstag eine „Grillparzerausstellung“ veranstaltet, die dadurch, daß man alles von Personen und Orten, was je in Grillparzers Gesichtskreis getreten war, auch in den Kreis der Ausstellung hineingezogen hatte, zu einem bedeutenden Umfange gebracht worden war. Da es sich um ein patriotisch österreichisches und ein lokalpatriotisches Wiener Unternehmen handelte, war die Ausstellung von allen Seiten, von öffentlichen Sammlungen wie von Privatleuten, in der entgegenkommendsten Weise beschickt worden.

Die Wiener scheinen nun mit ihrer Grillparzerausstellung einen sehr hübschen Erfolg gehabt zu haben, und da es ihrer Stadt seit längerer Zeit an andern Zugmitteln fehlt und ihr Fremdenverkehr stetig zurückgeht, so sind sie auf den klugen Einfall gekommen, diese Ausstellung nächstes Jahr in größerem Maßstabe zu wiederholen, nämlich eine „internationale Ausstellung für Musik- und Theaterwesen“ zu veranstalten. Diese wird in der That insofern nur eine umfanglichere Wiederholung der Grillparzerausstellung werden, als sie — wie ein in schönem Österreichdeutsch geschriebener Prospekt mitteilt — „in ihrem historischen Teile, neben der Geschichte der Musik, auch die Entwicklung des deutschen Dramas, vom wissenschaftlich-instruktiven (?) Standpunkte aus, zur Anschauung bringen wird.“ Um die Geschichte des Dramas darzustellen (oder, wie der Prospekt sagt, zum Zwecke der (!) Darstellung der (!) Geschichte des (!) Dramas), werden nachfolgende Gegenstände in möglichst reicher Anzahl zu „erwerben“ gesucht: 1. Porträts und Autographen von Dichtern, Dramaturgen und Kritikern, Intendanten, Theaterdirektoren, Schauspielern [und] Schauspielerinnen und Bildnisse der um die Begünstigung und Ent-

wicklung der deutschen Bühnen (verdienten Persönlichkeiten. 2. Objekte, welche geeignet sind, die Biographien hervorragender Dichter u. s. w. zu illustriren, und zwar bildliche Darstellungen bemerkenswerter Szenen aus ihrem Leben, ihrer Geburts- und Wohnhäuser, ihrer Arbeits- und Studierzimmer u. s. w., Medaillen [und] sonstige Reliquien und Erinnerungszeichen. 3. Originalhandschriften oder Erstlingsdrucke der bedeutenderen dramatischen Dichtungen und hervorragender Werke der Dramaturgie und Theaterkritik. Die bemerkenswerteren theatralischen (!) Zeit- und Streitschriften. 4. Abbildungen älterer und neuer Bühnen und Schauspielhäuser sowie szenischer Darstellungen. Lizenzgesuche der wandernden Komödiantentruppen. Bemerkenswerte Dokumente zur [Geschichte der] Organisation der Schaubühne und des Schauspielersstandes. Theaterkostümbilder. Anschlagzettel der Wandertruppen. Theaterzettel bedeutender Erstaufführungen (!) an den stehenden Bühnen. 5. Werke der bildenden Kunst, welche durch dramatische Dichtungen oder Aufführungen angeregt wurden oder dramatische Stoffe zum Gegenstande haben. 6. Curiosa." Bei der Anordnung und Aufstellung soll in erster Linie das deutsche Drama (neben dem der fremden Autoren, die sich an der Ausstellung selbständig beteiligen werden) in seiner geschichtlichen Entwicklung als Ganzes, in zweiter die Entwicklung des Bühnenlebens der hervorragenderen deutschen Städte gezeigt werden. Das „einzelnde Materiale“ soll zunächst der allgemeinen Aufgabe dienen und, wenn es dort entbehrlich erscheint, „zur Illustration [der Geschichte] der einzelnen Stadtbühnen verwendet werden.“ Bei den „theatralgeschichtlich“ hervorragenden Städten soll „die Darstellung bis in die Details erfolgen, und es steht den Stadtvertretungen, den Sammlungen, den Theaterleitungen oder aus Sammlern, Fachmännern und Liebhabern sich bildenden Komitees frei (wie gütig!), die Geschichte des Theaterlebens ihrer Stadt selbst zu versinnlichen (!).“ Die Ausstellung wird in der Notunde des Praters stattfinden. Zur Sicherung der ausgestellten Gegenstände sind die umfassendsten Vorkehrungen getroffen, „wie dies aus der anruhenden (!) Beschreibung erhellt.“

Dieses Programm erinnert lebhaft an die „illustrierten“ Litteratur- und Musikgeschichten, die vor sieben oder acht Jahren aufstanden. Auch da wurden die Litteratur- und die Musikgeschichte, statt durch Textproben und Notenbeispiele, durch Porträts, Häuseransichten, Autographen und Facsimiles von Buchtiteln „illustriert.“ Nun wird es zwar in Wien, wie es scheint, auch an wirklichen Illustrationen zur Musik- und Theatergeschichte nicht fehlen, denn in der „anruhenden“ sehr verwickelten Beschreibung der Feuer- und Sicherheitsanlage ist auch von einem Theater, einem Konzerthaus und einer „Volksmusik“ die Rede, in denen wahrscheinlich historische Cyklen von Musik- und Theaterstücken werden vorgeführt werden, aber jene seltsame „historische“ Ausstellung, bei der alles auf bloße Außerlichkeiten hinausläuft, soll doch offenbar einen Hauptbestandteil des Ganzen bilden. Noch seltsamer aber als die ganze Idee ist die Art und Weise, wie dieser Teil der Ausstellung zusammengebracht werden soll. Die Ausstellungsgegenstände werden zu „erwerben“ gesucht. Unter „erwerben“ versteht man in Deutschland kaufen, nichts anderes. Was ich erworben habe, ist mein Eigentum. Erwerb es, um es zu besitzen — sagt Goethe. Die Wiener scheinen unter „erwerben“ leihen zu verstehen, sie wollen die Ausstellungsgegenstände für die Dauer der Ausstellung geliehen haben. Daher ja auch die Sicherheitsmaßregeln. Nun ist es gewiß kein Zweifel, daß es auch außerhalb Wiens eine Menge von Privatsammlern giebt, deren Eitelkeit es schmeicheln wird, auf der Wiener Ausstellung und vor allem in dem großen Ausstellungskatalog ihren Namen glänzen zu sehen. Aber wie sollen sich die öffentlichen Sammlungen dazu verhalten?

Gesetzt, ich wäre der Vorsteher einer großen öffentlichen Landesbibliothek oder eines stadthistorischen Museums — was würde ich thun? Ich würde zunächst mit

Hilfe meines Gedächtnisses und meiner Kataloge feststellen, was die mir anvertraute Sammlung alles an Büchern, Bildern, Handschriften und sonstigen Gegenständen enthält, die in den Rahmen der geplanten Wiener Ausstellung passen, würde ein genaues Verzeichnis dieser Sachen aufstellen, so genau, daß Verwechslungen ausgeschlossen wären, und dies dem Bibliotheks- und Museumsdirektor der Stadt Wien, Herrn Dr. Glossy, übersenden, der mit der Besorgung des historischen Teiles der Wiener Ausstellung betraut ist. Dieses Verzeichnis würde vielleicht zwei bis dreihundert Nummern umfassen, und die Aufstellung könnte mich gut und gern acht Tage Zeit kosten, während deren mir alle meine sonstigen Arbeiten liegen blieben. Wäre ich zufällig in der Bibliographie der allgemeinen Musik- und Theatergeschichte und zugleich in der lokalen Musik- und Theatergeschichte meines Wohnorts, die ziemlich bedeutend ist, besonders bewandert, so könnte das Verzeichnis sogar noch umfanglicher werden, ja ich könnte vielleicht eine besondere stadtgeschichtliche Gruppe von hundert Nummern zusammenstellen, darunter viele Seltenheiten und eine ganze Reihe Unica. Herr Dr. Glossy würde natürlich mein Verzeichnis mit gerührtem Dank empfangen, würde es durchsehen, vielleicht eine große Anzahl von Nummern, die er für überflüssig hält oder die ihm schon von anderer Seite angeboten worden sind, streichen, vielleicht aber auch sich die ganze Reihe ausbitten. Was käme dann? Ich würde aus den Bücherschränken, Wappen, Schaukasten meiner Sammlung die sämtlichen Stücke ausfuchen — Stücke, von denen der größte Teil für gewöhnlich nie aus dem Hause gegeben, sondern nur an Ort und Stelle vorgelegt wird —, würde sie in so und so viele Kisten sorgfältig verpacken oder unter meiner Aufsicht verpacken lassen, mir dabei über die nötigen Wertangaben klar werden und endlich die ganze Auslese nach Wien schicken, was alles zusammen wieder mindestens drei bis vier Tage in Anspruch nehmen würde. Nach einigen Tagen käme dann die Bestätigung, daß alles wohlbehalten angekommen sei. Von nun an wären die sämtlichen Stücke auf volle sechs Monate meiner Sammlung entzogen. Denn die Annahme von Ausstellungsgegenständen wird in Wien mit dem 21. April geschlossen, und die Ausstellung soll bis Mitte Oktober dauern. Ehe ich meine Sachen wiederhabe, kann es Mitte November werden. Endlich, nach sieben Monaten bekomme ich sie zurück! Verbrannt ist nichts davon, es ist überhaupt nicht das geringste Unglück in der Ausstellung vorgekommen — dank den vorzüglichen Einrichtungen der Feuer-telegraphen- und Sicherheitsanlage; aber sind denn das wirklich meine Bücher und Bilder noch, die ich da zurückbekomme? Dieser vergoldete Rahmen hier ist in den sieben Monaten nicht gerade besser geworden, er sieht ein bisschen mitgenommen aus, diese Kupferstiche da sind auffällig vergilbt, auf diesen hier liegt etwas wie ein feiner Schleier — ich muß doch sehen, ob ich das vielleicht mit Semmel oder Gummi wieder beseitigen kann, und die Bücher, ja die Bücher — das weiß der liebe Himmel, wie sehen die denn aus? Sie schließen alle nicht mehr ordentlich! Namentlich einige seltsame Broschüren sperren ihre dünnen Pappschalen auf, wie vertrocknete Butterfchnitten, und die Titelblätter sehen alle so merkwürdig grau aus. Kein Wunder; diese Bücher haben ja sämtlich aufgeschlagen (!) während der ganzen heißen Sommerzeit in den Schaukasten der Wiener Ausstellung geschmort. Da sind sie natürlich dürr und krumm geworden. Und was ist das hier? Da klebt ja an der Innenseite jedes Buchdeckels der Rest eines gelben oder grünen Zettels, offenbar der Nummer, die in das Buch hineingeklebt worden und dann wieder beseitigt worden ist — auch gerade keine Verschönerung!

Ich möchte nicht den Spielverderber machen, aber ich habe Ausstellungen genug beschickt und selbst veranstaltet, um zu wissen, wies dabei zugeht. Zuletzt wenn ich alles genau verglichen und mich überzeugt habe, daß auch nichts fehlt, bin ich so

gut, sämtliche Stücke wieder an ihren Platz zu bringen, was wieder ein paar Tage dauert. Und was hat das Ganze schließlich für einen Nutzen? Der Ausstellungsbesucher hat gar keinen davon; er sieht ganze Wände und Kästen voll Bilder und Bücher, die lediglich als Masse auf ihn wirken; dem einzelnen Stück Aufmerksamkeit zu schenken ist ja ganz unmöglich. Für wen die Ausstellung wirklich „wissenschaftlich-instruktiv“ sein soll, der hält sich an den Katalog, arbeitet diesen für seine Zwecke durch und — nun kommt das Schönste — wendet sich, wenn die Ausstellung zu Ende ist, an die betreffenden Aussteller mit der Bitte, ihm das oder jenes Stück für einige Zeit zu genauerm Studium zu überlassen. Und nun beginnt die Wanderschaft aufs neue.

Liberalität bei unsern öffentlichen Sammlungen ist gewiß eine schöne Sache. Aber die Art, wie sie hier in Anspruch genommen wird, ist doch gar zu gemüthlich.

Ein Mangel unsrer Lexika. Wer durch Beruf, Studium oder Neigung öfter in die Lage kommt, Druckwerke, in denen eine alphabetische Anordnung herrscht, also namentlich Wörterbücher, Encyclopädien, Bibliothekskataloge, Bücherverzeichnisse und ähnliches nachzuschlagen, wird einen Uebelstand unangenehm empfinden haben: die schwankende Einordnung der Umlaute ins Alphabet. Ohne weiteres, ohne sich vorher mit jedem einzelnen Nachschlageweise vertraut gemacht zu haben, kann man nie wissen, an welcher Stelle darin ein Wort mit ä, ö, ü oder äu sicher zu finden ist, da in deren Behandlung ganz verschieden verfahren wird. Vermehrt wird die Not durch das Hinzukommen der Schreibungen ae, oe u. s. w. für die Umlaute, und der Umstand, daß diese Buchstabenverbindungen außerdem noch ganz andere Werte haben, steigert die Verwirrung. Oft schlägt man unter Zeitverlust hin und her, und mancher ungeübtere Benutzer findet vielleicht das Gesuchte gar nicht und glaubt, daß eine Lücke vorhanden sei.

In der That haben die Umlaute überhaupt keine bestimmte Stelle im Alphabet; man behilft sich, indem man diese heimatlosen Laute entweder einfach mit den entsprechenden Stammvokalen (a, o, u, au), aus denen sie hervorgegangen sind, als gleichwertig vermischt oder sie behandelt, als wären sie gleich ae, oe, ue, aeu, und sie darnach einordnet — eins so verkehrt wie das andre, wenn auch das zweite aus praktischen Gründen den Vorzug verdient, da es, wenn man sich einmal den Grundsatz klar gemacht hat, Zweifel im einzelnen ausschließt. Trotzdem folgen, mit Ausnahme des Pierer, alle größern Konversationslexika — um bloß diese in den weitesten Kreisen verbreiteten Nachschlagebücher einmal daraufhin anzusehen — der erstgenannten Anordnungsweise; auch Meyer, der in der dritten Auflage noch die andre Art befolgte, hat in der vierten Auflage diesen Rückschritt gemacht. Es folgen also im Pierer auf Aedyton sämtliche mit Ä anlautenden Wörter von Aakos bis Azani, untermischt mit denen, die mit Ae beginnen, wie Aedon, Aocidium, Aegidi, Aelst u. a., und darauf folgt Afanasjew u. s. w. Im Meyer aber steht Aakos zwischen Aachen und Aalborg, Azani zwischen Azalem und Azara, und so sind die mit Ä beginnenden Stichwörter durch den ganzen Buchstaben A zerstreut, indem zwischen ä und a gar kein Unterschied gemacht wird; ebenso natürlich im Innern der Wörter.

Wie ist es nun aber mit Namen wie Aegidi, Goethe, Huene und andern, bei denen die zwei Vokale nur eine andre Orthographie des Umlautes sind? Diese werden im Meyer, Brockhaus und Spamer genau so behandelt, als wenn sie mit ä, ö oder ü geschrieben wären; Goethe steht also zwischen Gotha und Gotisch, für das Auge eine störende Unterbrechung der alphabetischen Reihenfolge. Die deutsche Encyclopädie reiht daher derartige Namen, entschieden besser, genau nach ihrem Buchstabengehalt ein, wie es selbstverständlich Pierer thut, der ja auch ö wie oe behandelt. Ebenso verschieden verfahren die genannten Werke mit latei-

nischen Wörtern, in denen *ae* oder *oe* (gesprochen wie *ä* und *ö*) vorkommt. Hier scheint aber Spanner einen merkwürdigen Unterschied zwischen naturwissenschaftlichen, namentlich botanischen und zoologischen Benennungen und den übrigen lateinischen Ausdrücken zu machen, indem er sich in der Behandlung der letztern zur deutschen Encyclopädie schlägt. Aber dabei laufen verschiedentlich Ungleichheiten unter, und wenige Benutzer des Buches werden wohl imstande sein, sich in diese wunderliche Duffelei hineinzufinden, die z. B. dahin führt, den pharmazeutischen Kunstausspruch *Aethiops* (Mohr) von der Redensart *Aethiopes lavare* (einen Mohren weiß waschen) ganz und gar abzurücken.

Nun giebt es aber, besonders in niederrheinischen Namen, auch *ae* und *oe*, die gar nicht den Lautwert des *ä* und *ö* haben, sondern wo das *e* nur die Länge des vorgehenden Vokals andeutet, wie *Nelst*, *Soest* u. a., gesprochen *Nhlst* und *Sohst*. Diese werden, ebenso wie die niederländischen *oe*, deren Aussprache gleich *u* ist (*Voers* u. s. w.), in den Konversationslexika übereinstimmend nach ihrem Buchstabengehalt eingeordnet. Ebenso natürlich auch diejenigen *ae* und *oe*, bei denen beide Vokale wirklich gehört werden wie *Veronaut*, *Voetius* u. a. Es giebt also drei bis vier verschiedene *ae* und *oe*, und um Namen, in denen diese Buchstaben Gruppen vorkommen, im Brockhaus und Meyer gleich richtig aufschlagen zu können, muß man erst wissen, wie sie gesprochen werden. Nach der im Bierer und in der deutschen Encyclopädie befolgten Anordnung fällt wenigstens dieser Zweifel weg. Es ist auch wirklich kein verständiger Grund ersichtlich, warum man ein wie *ä* gesprochenes *ae* anders alphabetisiren soll, als ein wie *a* gesprochenes oder als das doppelvokalige *ae*. Die alphabetische Anordnung ist ja ein lediglich an die Schreibung sich anschließender rein äußerlicher Behelf, der die schnelle Auffindung eines gesuchten Wortes sichern soll, hat also mit Aussprache, Ableitung, Etymologie und ähnlichem nichts zu thun. Nur die geschriebenen Buchstaben sind dafür maßgebend. Es fällt ja auch niemand ein, beispielsweise etwa mit *li* anfangende französische oder englische Namen, wie *Limard*, *Linsworth*, obwohl das *li* wie *ä* lautet, anders als nach *li* einzuordnen. Daß der deutsche Umlaut, je nachdem er *ä*, *ö*, *ü* oder *ae*, *oe*, *ue* geschrieben wird, anders alphabetisch behandelt werden soll, kann nichts Störendes haben; man behandelt ja auch das lange *i* in den Wörtern *mir*, *ihr*, hier je nach der Orthographie verschieden und berücksichtigt überhaupt die sogenannten Dehnungszeichen, darunter auch die Doppelvokale, immer ihrem Buchstabenwerte nach bei der Alphabetisirung. Bei Eigennamen, die in der Schreibung des Umlautes schwanken, kann man sich ja durch Verweisungen helfen.

Wie soll es aber nun mit den unglücklichen *ä*, *ö*, *ü*, *äu* gehalten werden? Da sie mit *a—e* u. s. w. nichts zu thun haben, ist es unsinnig, sie zwischen *ad—* und *af—*, *od—* und *of—*, *ud—* und *uf—*, *aet—* und *aev—* einzuschieben, weil einige — wenn zum Teil auch berühmte Deutsche — sich darauf versteift haben, in ihren Namen den Umlaut durch die ungerechtfertigte Anhängung eines *e* an den Stammvokal wiederzugeben. Ebenso verkehrt ist es aber, sie gerade wie *a*, *o* und *au* anzusehen. Der Umlaut ist ein wenn auch später gebornes, so doch jetzt ebenso selbständiger und eigenartiger Laut wie die andern Vokale. Daß er keine besondere Stelle im deutschen Alphabet hat, erklärt sich eben daraus, daß er als Spätling erst zu einer Zeit in die Sprache eingebracht ist, als das von den Römern entlehnte Alphabet bereits feststand. Im Gotischen kennt man ihn noch gar nicht, im Althochdeutschen nur den Umlaut des kurzen *a*, der mit *e* wiedergegeben wird. Daher kommt es, daß auch jetzt viele umgelautete *a*, deren Ursprung mehr verwischt ist, mit *e* geschrieben werden, wie *Eltern* (von *alt*), *edel* (von *Adel*), *Engel* (griechisch *angelos*), *Erbe*, *Hest* (*haften*), *Menge* (*mancher*), *echt*, *Seld*,

Hemd, gerben (gar), alle Verben wie brennen und senden, bei denen im Präteritum das ursprüngliche a wieder hervortritt (brannte, sandte), und andres. Niemand denkt daran, diese e, die den ä etymologisch und lautlich völlig gleichstehen, mit a zu vermischen. Die ü und ö treten erst im Mittelhochdeutschen allmählich auf, in manchen Dialekten sind sie überhaupt nicht durchgedrungen. Da sich in unsrer Schriftsprache aber der Umlaut auch durch eine besondre Schreibung, wie sie die gewöhnliche ist, als vollberechtigtes Glied des Alphabets ausweist, so wird es Zeit, dem jahrhundertlang ruhelosen endlich eine Heimstätte anzuweisen. Dadurch wäre die Alphabetisierungsnot mit einem Schläge beseitigt. Andre Völker sind schon mit gutem Beispiel vorangegangen. So folgt im Schwedischen und Dänischen das ä (æ) und ö (ø) am Schluß des Alphabets auf den Buchstaben z (ein ü giebt es nicht). Die mit A und O anlautenden Wörter stehen also in den Wörterbüchern am Ende beisammen, und demgemäß auch die innerhalb der Wörter vorkommenden ä und ö nach z. Ähnlich sollten wir es auch machen. Welche Stelle den einzelnen Umlauten angewiesen wird, ob sie alle an den Schluß gewiesen werden sollen, ob äu auf ä oder auf ö folgen soll, ist ziemlich gleichgiltig, die Hauptsache ist, daß sie von ihren Stammvokalen gesondert behandelt werden.

Unser Vorschlag geht also dahin: man alphabetisiere stets nur genau nach den geschriebenen Buchstaben, bringe also alle ae, oe, ue, aeu an den ihnen darnach zukommenden Stellen ohne Rücksicht darauf, wie sie lauten; den mit eignen Buchstaben geschriebenen ä, ö, ü, äu weise man auch eigne Stellen an und mische sie nicht mit andern Buchstaben durcheinander. Die größern in Frage kommenden Verlags-handlungen und Druckereien müßten mit einander verabreden, diese Neuerung einzuführen. Das Publikum würde sich bald und gern daran gewöhnen.

Musikalische Lichtblicke. Unser Volksleben pflegt von den Grenzboten keineswegs rosarot auf Goldgrund geschildert zu werden. Der stadt- und landkundige Herr „Fritz Anders“ hat sich sogar in verschiednen hohen und niedern Gesellschaftskreisen, die nicht immer mit seinen Aufnahmen zufrieden sind, den heute sehr modernen Ruf eines „Eindmalers“ erworben. Gleichwohl würde ein neuer Harun al Raschid auf seinen Inspektionsreisen im Infognito noch immer des Tröstlichen und Erfreulichen genug auch im Tagesleben des deutschen Volkes — soweit die deutsche Zunge klingt — auffinden können. Freilich müßte er auch ein Harun al Raschid sein — wir wollen damit nicht sagen, daß Herr Fritz Anders es nicht geworden wäre, „wenn er das Unglück gehabt hätte, als Kalif geboren zu werden.“ Er müßte wirklich meistens da anklopfen, wo er am wenigsten erwartet, und die Abdallahs, Mirzas und Jussuffs, die Könige in der Hütte, die Weisen im schlichten Arbeitsrock würden auch hierzulande nicht fehlen.

Wir möchten uns die Erlaubnis erbitten, die Augen und soweit das edle, Leider meist wenig „entwickelte“ Gehörorgan vorhanden ist, die Ohren unsers der Sensation nicht abholden Publikums auf ein Ereignis hinzuweisen, das so sensationell genannt werden muß, daß dagegen Kammerreden, Präsidentschaftsreden und Selbstmorde, ja vielleicht sogar Handelsverträge als ziemlich alltäglicher Kram vor dem Richterstuhl der Welt verschwinden müssen. In einer kleinen, ruhigen, rauchigen, von Cyclopeden und ihrer modernen Abart, den „Chacharen“ gehüteten Stadt des äußersten Rimmeriens, kurz in jenem berufenen Winkel des Reichs, den die Goethische Geisteskarte als „fern von gebildeten Menschen“ den Zeitgenossen ankündigt, ist das größte, schwerste, gewaltigste Meisterwerk der großen, schweren, gewaltigen deutschen Musik, ist Beethovens hohe Messe in D, ist die Missa solemnis wirklich und wahrhaftig aus eigener Kraft und wirklich und wahrhaftig im Geiste des Meisters und im Geiste der deutschen Musik aufgeführt worden. Aufgeführt

vor einer wiederholt herbeigeströmten, den Raum bis zum äußersten Winkel füllenden andächtigen Gemeinde. Die Thatsache steht unzweifelhaft fest. Wer es nicht glaubt, der möge sich erkundigen, und diese Blätter, die gerne den Ruf einer treuen und klaren Geschichtsquelle verdienen möchten, halten sie darum fest den Nachkommen zur Stärkung und Macheiferung.

Der höchst orientirte und feuilletonistisch geschulte Herr Lehmann schüttelt vielleicht dazu seinen politischen Kopf und sagt: Oh, det is heutzutage keen Kunststück! O höchst orientirter und feuilletonistisch geschulter Herr Lehmann, halte deinen politischen Kopf (am besten so, daß die Denkerstirn ein wenig nach unten kommt), halte auch für einige Zeit deinen Berlinischen Mund und glaube: Es ist wirklich ein Kunststück. Und mehr als das, es ist eine Kunstleistung ersten Ranges. Es ist das Ergebnis eines ganzen, schlichten und kränzelosen, aber unermüdet dem Höchsten zugewendeten Künstlerlebens. Bedenke, Lehmann! Jahrzehnte hindurch hat, während du dich feuilletonistisch schuldest und politisch orientirtest, ein erster willensstarker und glaubensfreudiger Mann Tag für Tag vierzehn Stunden sich geplagt — denn für den Künstler giebt es keinen achttündigen Arbeitstag —, mit dem kleinlichsten, mühsamsten, entsagungs schwersten Tagewerk sich geplagt, das du jedenfalls für weit unter deiner Würde hältst. Er hat Generationen von Schülern herangebildet, Männlein und Weiblein, nicht immer Edelkeime, sondern meist recht widerspenstige Naturwurzeln, unpräparirtes wildes, sprödes Zeug, wie es dort eben die Natur aus ihren rauchigen, ruhigen Händen entläßt. Nicht nach dem Maßstabe der Massenzüchtung! Sondern wie der gute Gärtner, hat er sich hinter jede einzelne Wurzel gestellt, darauf geachtet, daß sie ins richtige Erdreich komme, den nötigen Sonnenschein und das oft noch nötigere Ungewitter erhalte, und so dem zähesten Keime das Blüthen, die Frucht, die jeweilig in ihm lag, heldenmüthig abgerungen. Er hat erreicht, daß im Umkreise nicht von Meilen, sondern von Provinzen — und nicht nur deutschen Provinzen — von hunderten und aberhunderten meist recht bescheidenen Klavieren das „Gebet einer Jungfrau“ und das „Erwachen des Löwen“ verschwand und der großen Klavierlitteratur von Scarlatti und Bach über Beethoven bis Schumann und Brahms Platz machte; daß dort aus vielen, vielen Dutzenden frischer Mädchenkehlen statt „Ach ich hab sie ja nur auf die Schulter geküßt“ und „Komm herab o Madonna Teresa“ die Weisen Schuberts, Robert Franzens und ihrer Chorverwandten erklingen. Und damit nicht genug! Auch diese zerstreuten, nicht übermäßig hoffnungserweckenden Kunstsprossen regte er an, sich freudig zum Verein zu sammeln. Klein, ausichtslos fing er an. Mühselig, opferschwer hat er die Jahre hindurch gerungen, gerungen, ein Mann allein, nicht nur gegen Böswilligkeit und Verkennung, sondern was dem, der in der Sache lebt, allein fürchtbar ist: gegen Kälte und Gleichheit. So tausendmal am Dirigentenpulte zu stehen und von Meilen in der Runde die Schar zusammenzutrommeln, zusammenzuhalten und zusammenzufügen, Weiblein und, was hier mehr sagen will, Männlein, künstlerisch allein, als Einzelner unter Karduchen und Massageten — wer es vermag, der ermesse die Schwierigkeit solch einer künstlerischen Anabasis! So hat er die Seinen von Stufe zu Stufe geführt, von Palästrina, Orlando und Gallus bis Mendelssohn und Friedrich Kiel, von Händel, Bach und Haydn bis zu Brahms Requiem — immer τὴν ὁδὸν ἄνω, den Weg hinauf. Nun steht er mit seinen anderthalbhundert Choristen aus zehn Meilen im Gebiert, seinen kombiniirten „Militär- und Stadtkapellen“ da, wo sich ein hauptstädtischer Dirigent mit seinem traditionell geschulten Chor und seinem Hoforchester sich nur selten hintraut: auf der Höhe der Darstellung eines Werkes, das dem schwindelfreiesten unsrer großen Orchesterführer das Bangen des Schülers abnötigt! Was gesellschaftlich für eine Summe von Voraussetzungen und Folgen hinter dieser

Thatfache steht, was sie für Ausblicke eröffnet, welche positive soziale Macht sie in sich trägt, das wollen wir hier nicht ausführen. Auch nicht von den Kronen wollen wir reden, die derartigen Verdiensten gebühren. Wir überlassen das denen, denen es zusteht, sie dafür bereit zu halten. Wir fühlen, sie können nicht von dieser Welt sein:

Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht zu üben
Die Kräfte des Guten!

Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille;
Die sollen mit Fülle
Die Thätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen.

Nur ein Wort noch an Herrn Lehmann. Wir hören, er hat einen Sohn in Berlin, der ein jetzt sogenannter „einsamer Mensch“ ist, d. h. einen „Titanen“ vorstellt und täglich seine himmelstürmenden Kräfte dazu aufwendet, die „Moderne“ zu erstreben, die selbstverständlich in Zürich Philosophie studirt hat, an ihn glaubt, ihn einzig versteht und nicht, wie seine Frau, mit ihm verheiratet ist. Herr Lehmann junior, es giebt nur ein Mittel, daß auch wir andern, außer der „Modernen“, die Sie bereits versteht, an ihre „titanischen“ Kräfte glauben sollen! Gehen Sie nach K* in Kimmerien und studiren Sie dort als wirklich „einsamer Mensch“ ein Menschenalter hindurch die Missa solemnis ein!

1891 um die Jahreswende und zwar am heiligen Abend.

Florestan und Eusebius.



Litteratur

Fürst Bismarck, Regesten zu einer wissenschaftlichen Biographie des ersten deutschen Reichskanzlers von Forst Kohl. 1. Band. 1815—1871. Leipzig, 1891. Neenger'sche Buchhandlung. Preis 18 Mark.

Auf ein ganz eigenartiges Werk der Bismarck-Litteratur können wir heute unsere Leser aufmerksam machen. Der durch sein Bismarck-Gedenkbuch bekannte Dr. H. Kohl hat die für die urkundliche Geschichte von Kaisern und Päpsten, weltlichen und geistlichen Fürsten des Mittelalters übliche Regestenform auf den ersten deutschen Reichskanzler angewandt. Jahr für Jahr, ja Tag für Tag verzeichnet er, was aus Bismarcks Leben für Bismarck und die Zeitgeschichte bedeutsam erscheint. Mit erstaunlichem, von Liebe und Verehrung beseeltem Fleiße hat er dazu, gewiß in jahrelanger Arbeit, gesammelt, was ihm Zeitungen, diplomatische Berichte, parlamentarische Verhandlungen (des vereinigten Landtags, des preussischen Landtags, des Erfurter Parlaments, des Reichstags), Berichte über Reisen und Gespräche, Privatbriefe, die gesamte in- und ausländische Bismarck-